



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Beredsamkeit und Dichtung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

jahren" ein Gehen auf Ecken, Anmut und Beweglichkeit, während im „Werther“ Würde, Anstand, „eine gewisse allgegenwärtige Fülle der Brust“ bestehe. Zu tief befangen im Ernst des Lebens „Werther“; die „Lehrjahre“ zu mutwillig spielend über das Leben erhoben. Dort Raufsch, hier Nüchternheit. Im „Werther“ sei Goethe mehr Redner als Dichter; in den „Lehrjahren“ mehr Dichter als Redner.

Denselben Gegensatz findet Müller wieder in Rousseau und Diderot. Zwei Federn gebe es: Die eine bequeme sich geflügelt in allen Wechsel der Zeiten und Gestalten, sie sei nach Maßgabe des Gegenstandes ernst, leicht, außerordentlich, gewöhnlich, tief und oberflächlich; die andere sei ein eiserner Stift gleich dem „stilus“ der Alten, ewige Gefühle und Gedanken, vor allem die ernsthafteste Gesinnung des Autors für die Ewigkeit einzugraben. Dort gebe das Auge das Gesetz, hier das Herz.

An Cervantes zeigt Müller die geflügelte Feder in ihrer ganzen Bedeutung rühmend auf. Hier wird als Beherrscher der eisernen Feder neben Bossuet und Machiavelli der Verfasser der „Betrachtungen über die französische Revolution“, wird Burke angeführt und sein Gegensatz zu Cervantes glücklich ausgedrückt. Als Genossinnen des Cervantes erscheinen Frau von Sevigné und Lady Montague. Müller ist damit weit genug vorge drungen, um für das Paar geflügelt und ernst seine ihm geläufigen Gegensätze weiblich und männlich anzuführen.

Und wie sonst bei Müller, der doch nur die harmonische Verbindung der Gegensätze schätzt, erscheint auch diesmal Johannes von Müller als sonderbare Verknüpfung des rednerhaften Kothurns mit einer gewissen poetischen Empfänglichkeit, die mitunter den falschen Schein eines Dichters ergibt.

Verwirren sich indes durch diese Darlegungen nicht die Grenzen von Beredsamkeit und von Dichtung in ungebundener Rede? Die Grenze von Dichtung und Beredsamkeit ist schon vorher, in der vierten Vorlesung, gezogen. Hier erscheint bereits Müllers Begriffspaar männlich und weiblich, den Gegensatz des Redners und des Dichters zu kennzeichnen. Überschieden ist die Vorlesung: „Verhältnis der Beredsamkeit zur Poesie“.

Sie setzt mit dem „vielbeliebten“ Ausdruck „Schwung“ ein, der gern für die Poesie in Anspruch genommen wird. Müller legt eine andere Scheidung nahe: Bestimmter Zweck in der Beredsamkeit und Zwecklosigkeit in der Dichtung. Oder hier mindestens kein Zweck im Bezirk unserer irdischen Neigungen und Bestrebungen. Schwung scheine

da nicht zu passen. Wüßig bemerkt Müller, daß eine Kritik, die an-
gesichts eines Dichters sich auf Schwung gefaßt macht, meist nur ein
ruhiges Wandeln in den Tälern dieser Erde antrifft.

Wie Hausvater und Hausmutter erscheinen bei Müller Beredsamkeit und Dichtung. Der Redner, befangen in den Geschäften der Erde, schafft, erwirbt, streitet für das Bedürfnis, für den Staat, die Wissenschaft, den Glauben. Die Poesie ordnet vorhandene Schätze, fügt sie in ein ruhiges Ganze zusammen und weiht sie zu einem Wohnsitz des Göttlichen. Der Redner verteidigt das irdische Eigentum und überträgt es auf die Nachkommen; die Dichtung, frei von allen irdischen Banden, bewahrt die heilige Flamme des Lebens und des Sinnes, der das Leben zur Ewigkeit macht. Was der weiblichen Wirksamkeit als eignes und unabhängiges Gesetz der Harmonie gilt, die Sitte, ist dem Dichter der wahre Geschmack. Daher in allen Werken der Dichtkunst die tiefe Spur des freien Ursprungs, aus dem sie stammen, daher der eigentümliche Pulsschlag des Silbenmaßes, daher die Unabhängigkeit des Dichtwerks sogar vom Dichter wie des Kinds von der Mutter. So wenig wie vom Leben selbst läßt sich von der Poesie der bestimmte Nutzen und die Art der Verwendung angeben.

In den Werken der Beredsamkeit sei die Unruhe des Ursprungs unverkennbar. Statt des geheimen Gesetzes der Poesie, das sich in dem Ebenmaß und der Vollendung aller poetischen Werke äußere, scheinen hier vielfältige äußere, selbst noch unvollendete Gesetze zu regieren. Die Beredsamkeit des einzelnen Redners habe im Vergleich mit der Poesie etwas Fragmentarisches und etwas von der Person des Redners immer Abhängiges. Die Wechselrede einer ganzen Nation müsse durch Jahrhunderte verfolgt werden, solle in jedem einzelnen Redner der einheitliche heilige Pulsschlag entdeckt werden. Ganz so habe man die Erde lange Zeiträume hindurch zu betrachten, um in den Bewegungen der Gewässer das heilige Gesetz des Lebens zu finden. Als Beleg erscheint eine Ganzbetrachtung der englischen Beredsamkeit. Sie will im Gang des Ganzen einen Rhythmus wahrnehmen, über den die Ausschweifung eines einzelnen Redners so wenig Gewalt habe als die einzelne Ausschweifung des wahren Dichters über den Rhythmus der Verse und Silben, der ihn einmal ergriffen hat. Doch auch die Rede des einzelnen Künstlers werde rhythmischer und nähere sich der ungebundenen, je mehr der Redner nach der Fülle seines Gegenstandes strebe. Nicht aber sollen poetische Mittel, Bilder oder gar Verse und Reime, die Rede dem „ekelhaften Zwitter“ nähern, den man poetische Prosa nenne; das geriete ins weibisch Männliche und gäbe das recht

Männliche auf, das sich im Umgang mit Frauen dämpfe und veredle. Gerade weil Müller die Verwandtschaft von Beredsamkeit und Poesie immer betont, ist er zugleich auf scharfe Scheidung bedacht. So verwirft er in der zehnten Vorlesung (S. 217 f.) die poetische Phrase in Staatschriften. Selbst Lebhaftigkeit habe da etwas Anstößiges. „Je höher der Staatsmann gestellt ist, je mehr er sich also erhebt, ich möchte sagen zum Niveau der Poesie, je mehr er meiner Voraussetzung nach des Umgangs der Poesie bedarf, um so mehr verlangt ein unbestechliches Gefühl in uns, daß die Poesie selbst in seinen Werken nirgends wahrzunehmen sei, als allein unsichtbar zu spüren in dem Geschmack, der in seiner Lage eben die Poesie ausschließt.“ Einige Trockenheit und Steifheit nimmt Müller dann gern hin.

Vollends schließt die vierte Vorlesung mit einem entschiedenen: entweder Beredsamkeit oder Poesie. Die Mehrzahl der besseren Naturen müsse dem öffentlichen Leben, also der Beredsamkeit verbleiben. Besonders in Deutschland komme es darauf an, sich deutlich sagen zu können, ob man zum Dichter geeignet sei oder nicht. Erhabenstes Beispiel eines Mißgriffs, glücklichstes Mißlingen eines solchen Entschlusses sei Schillers Werk. Zum Redner geboren, strebte er nach Kränzen, die nicht für ihn geflochten waren. Der Lorbeer, den ihm sein Vaterland reichte, war der Lorbeer des Helden viel mehr als der des Dichters. Er konnte Schiller nicht befriedigen, weil er sein ganzes Leben hindurch nach einem andern strebte, der ihm nicht beschieden war. Darum endigte er mit dem grausamen Wort Theklos, das Schicksal ergreife die Schönheit und werfe sie unter den Hufschlag seiner Pferde. „Das ist das Los des Schönen auf der Erde!“

Müllers Urteil über Schiller findet hier seine endgültige Prägung. Er konnte bisher den Eindruck wecken, ihn bald zu loben, bald zu tadeln. Es ist falsch, aus den Äußerungen Müllers über Schiller nur Verneinung heraushören zu wollen und Müller wesentlich zum Gesinnungsgenossen der Frühromantik im Mißurteil über Schiller zu stempeln. Auf unserm Weg war anderes, zunächst der Wille anzutreffen, Schiller gerecht zu werden. Goethe bleibt freilich auch dann für Müller ein Höchstes, bleibt der echtere Dichter. Wenn indes Schiller zum Redner und nicht zum Dichter gemacht wird, so scheint alles, was in Müllers Schriften zugunsten des Dichters Schiller gesagt ist, seine Kraft zu verlieren.

Dem Mißverständnis setzt sich auch die Wortwahl der Antithese „Virtuosen und Strebende“ in der fünften Vorlesung über das